

Ralf Leonhard

Der Zentralamerikaner an und für sich

Der ideale Zentralamerikaner ist
bescheiden wie ein *Tico* (Costaricaner),
ehrllich wie ein *Guanaco* (Salvadorianer),
schön wie ein *Chapín* (Guatemalteke),
fleißig wie ein *Catracho* (Honduraner) und
von gepflegter Sprache wie ein *Nica* (Nicaraguaner).

Keine Ausdrucksform eignet sich so sehr, Stereotype in ihrer ungeschönten Form zu transportieren wie der Witz. Die zentralamerikanischen Völker, die sich gerne als Brudervölker bezeichnen, pflegen seit Menschengedenken eine Anzahl vorwiegend hässlicher Vorurteile gegeneinander, verstehen es aber auch, sich im Witz über die eigenen Schwächen und Schrullen humorvoll zu erheben. Nicht immer sind sie gewillt, den Balken im eigenen Auge zu erkennen, denn gerne benutzen sie Klischees, die auf sie selber genauso zutreffen, um sich von den Nachbarn abzugrenzen. Alle eint sie aber der gemeinsame Hass gegenüber den Mexikanern und eine höchst ungesunde Mischung aus bewundernder Unterwürfigkeit und neidvoller Verachtung gegenüber den USA. Dieses Kapitel ist von seiner Natur her subjektiv, sexistisch und zutiefst politisch inkorrekt. Sonst hätte es nicht geschrieben werden können. Es beruht, soweit nicht durch Zitate belegt, auf eigenen Beobachtungen aus mehr als zwei Jahrzehnten und vielen liebevollen und boshaften Tipps von zentralamerikanischen Freundinnen und Freunden.

1. Costa Rica: gebildet und eingebildet

Costa Rica ist ein ganz besonderes Land, das nur durch eine Bosheit der Geschichte in Zentralamerika gelandet ist. Diesen Eindruck erhält, wer die Selbstdarstellung der *Ticos* zu hören bekommt. Das Klischee von der Schweiz Zentralamerikas wird auch oder vielleicht gerade in Zeiten wirtschaftlichen und sozialen Abschwungs gern gepflegt. Die Costa-Ricaner sind weißer, gebildeter und kultivierter als ihre Nachbarn. Sie sind fleißig, sauber und friedliebend. Diese Selbsteinschätzung wird ihnen in Zentralamerika mit einem Witz heimgezahlt, der in Südamerika auf die Argentinier gemünzt ist:

Das beste Geschäft der Welt: Man kauft einen *Tico* für das, was er wert ist und verkauft ihn dann für das, was er behauptet, wert zu sein.

Dieser Witz wird in unzähligen Varianten gespielt:

Was haben Superman und ein bescheidener *Tico* gemeinsam? Beide gibt es nicht.

Besonders zu den Nicaraguanern grenzen sie sich deutlich ab. Die *Nicas* sind in Costa Rica die "Tschuschen" oder "Kanaken", die legalen und illegalen Einwanderer, die die Wirtschaft am Laufen halten, die Dreckarbeit erledigen und wegen ihres fremden Akzents belächelt werden. Gerne macht man sie auch für den Anstieg der Kriminalität, die Korruption und die Zunahme der Arbeitslosigkeit verantwortlich. Mindestens 300.000 – manche Quellen sprechen von einer halben Million – Nicaraguanerinnen und Nicaraguaner schuften auf den Bananenplantagen am Sarapiquí, in Restaurants von San José und Liberia, bei Busunternehmen, als Gärtner oder Hausmädchen in Mittelschicht- oder Bürgerfamilien.

Die Vorurteile werden vor allem von der Unterschicht gepflegt, also jenen sozialen Gruppen, die am meisten zu verlieren haben. "Diese Leute projizieren ihre Ängste vor dem sozialen Ausschluss auf die Schwächsten", meint Professor Carlos Sandoval García, der ein Buch, *Otros Amenazantes*, über die nicaraguanischen Einwanderer geschrieben hat. "Die Nicaraguaner sind das, was wir nicht sein wollen", schreibt der Professor der Universidad de Costa Rica: "die anderen gegenüber denen sich die Costaricaner als wir bezeichnen". Man schreibt ihnen Eigenschaften zu, die man ablehnt: gewalttätig, betrunken, ungebildet, kriminell, Schürzenjäger.

Für Sandoval sind die *Nicas* ein Spiegel, der den *Ticos* vorgehalten wird, in dem sie ihre eigenen Vorurteile reflektiert sehen: "Wenn sie einem Nicaraguaner sagen, er sei ein Dieb oder Gewalttäter, dann sprechen sie in Wahrheit nicht vom *Nica*, sondern von der costa-ricanischen Gesellschaft." Diese Erkenntnis sollte zum Anlass für mehr Selbstkritik genommen werden, fordert der Autor, der sich zu Hause den Ruf des Nestbeschmutzers eingehandelt hat.

Die unterschwelligen Aggressionen gegen die *Nicas* manifestieren sich nicht nur in den Witzen, die an den Stammtischen erzählt werden und durch das Internet geistern. Wer einmal auf dem Landweg von Nicaragua eingereist ist, hat wohl mit Polizisten Bekanntschaft gemacht, die an der "Panamericana" geradezu im Hinterhalt liegen und jedes Fahrzeug mit nicaraguanischem Nummernschild anhalten. Auf der gut ausgebauten Straße, die zum Schnellfahren einlädt, herrscht Tempo 75, ein Limit, das nur von Traktoren

und Pferdefuhrwerken eingehalten wird. Schnellfahrern wird der Führerschein abgenommen. Sie können ihn zwei Tage später in San José gegen Zahlung der Strafe wieder abholen. Da sich das fast niemand antun will, findet sich in der Regel eine Lösung, die dem Abgestraften das Schlangestehen bei der Verkehrspolizei erspart und dem Polizisten ein Nebeneinkommen garantiert.

Costa Rica hatte im zentralamerikanischen Bund immer eine Sonderstellung. Dem Land fehlte eine auf Großgrund gestützte Oligarchie. Genauso untypisch für die Region: Mit Juan Rafael Mora wurde 1825 nicht ein General, sondern ein Lehrer zum ersten Präsidenten gewählt. Es ist das einzige Land des Isthmus, wo, ähnlich wie in Europa, eine sozialdemokratische und eine christlich-soziale Partei das politische Geschehen bestimmen und einander mit schöner Regelmäßigkeit an der Regierung abwechseln.

Zu Guatemala steht Costa Rica in einem Konkurrenzverhältnis, denn Costa Rica beansprucht kraft seiner jahrzehntelang ungebrochenen Demokratie und seiner wirtschaftlichen Entwicklung eine Art unausgesprochener Vorherrschaft auf dem Isthmus. „Ihr glaubt, wir leben noch im Generalkapitanat“, heißt ein oft geäußelter Vorwurf an Guatemalteken, die nicht verstehen wollen, dass ihre Rolle als Sitz der Verwaltung der fünf Provinzen der Vergangenheit angehört. Bis zur Unabhängigkeit 1821 war Guatemala nicht nur das administrative, sondern auch das kulturelle und intellektuelle Zentrum der Region zwischen Mexiko und Kolumbien. Erst im 20. Jahrhundert konnte sich Costa Rica durch seine demokratische Revolution und die Abschaffung der Armee mit moralischem Anspruch über die nördlichen Nachbarn erheben. Diese Rivalität mag auch eine Rolle gespielt haben, als Vinicio Cerezo, der erste zivile Präsident nach einer Abfolge von Putsch- und Militärregimes, 1986 den ersten Gipfel der zentralamerikanischen Präsidenten in den guatemaltekischen Wallfahrtsort Esquipulas einberief, um seine Initiative zur regionalen Konfliktlösung vorzustellen. Costa Ricas Oscar Arias holte den nächsten Gipfel nach San José, modifizierte den Plan zu Ungunsten der Sandinisten und heimste dafür den Friedensnobelpreis ein. Costa Rica war damals nur peripher in die bewaffneten Auseinandersetzungen verstrickt. Die Existenz logistischer Strukturen, von Camps und Rückzugsgebieten der nicaraguanischen Konterrevolutionäre wurde offiziell nie zugegeben. Nicaragua, El Salvador und Guatemala hatten mit Aufstandsbewegungen im Inneren zu kämpfen, Honduras wurde als Aufmarschgebiet der USA benutzt und diente den *Contras* als unentbehrliches Hinterland und Operationsbasis. Costa Rica, das sich 1983 unter Präsident Luis Alberto

Monge in einer Flucht nach vorne zur "immerwährenden, aktiven und unbewaffneten Neutralität" bekannte, hatte zwar keine eigenen Truppen im Einsatz, bereicherte aber die traditionellen Vorurteile gegen Nicaragua um eine kräftige Dosis antikommunistisch aufgeladener Propaganda.

Die Überlegenheitsphantasien der *Ticos* stoßen naturgemäß bei den Nachbarn auf wenig Gegenliebe. Nördlich des Río San Juan gelten sie als schwul oder weibisch, die Frauen als notorisch untreu und leicht zu haben.

2. Nicaragua: betrunkene Dichter

Als die nicaraguanischen Wählerinnen und Wähler 1990 die Sandinisten abwählten, obwohl das Stimmungsbild vorher eine Bestätigung der Revolutionsregierung hatte erwarten lassen, war viel die Rede vom *Güegüense*. In diesem folkloristischen Maskenspiel, das bis heute gerne auf Jahrmärkten und an Festtagen in den Dörfern aufgeführt wird, verulken die Indios die spanischen Konquistadoren. Hinter den Masken verbergen sich ganz andere Gesichter. Für Außenstehende wie Umfrageinstitute oder Journalisten war nicht zu erkennen, was die Menschen wirklich dachten und vorhatten. Der Mythos vom undurchschaubaren und verschlagenen Indio, der noch in jedem Nicaraguaner lebendig sei, erhielt neue Nahrung. In Wirklichkeit ist die nicaraguanische Geschichte an Helden ebenso reich wie an Verrätern. In jedem *Nica* schlummert heute noch ein "Nicarao" und ein "Diriangén", ein "Sandino" und ein "Somoza". Der Tolteken-Häuptling Nicarao oder Nicaragua gilt als Verräter, weil er den Eindringlingen unter Gil González Dávila großzügige Friedensgeschenke überreichte und zuließ, dass diese das Land für den spanischen König in Besitz nahmen. Der Chorotega-Kazike Diriangén hingegen zeigte sich zum Schein gefügig und versprach, seine Leute zu einer Massentaufe zu bringen. So lockte er die Spanier in einen tödlichen Hinterhalt. Sandino führte einen jahrelangen, scheinbar aussichtslosen Kampf gegen die US-Okkupationstruppen, Somoza wurde von den USA als Chef der Nationalgarde eingesetzt und ließ Sandino nach dem Friedensschluss ermorden.

Die Dichter José Coronel Urtecho und Pablo Antonio Cuadra haben im Nationalcharakter der *Nicas* diese Symbiose aus intellektuellem Patrioten und grausamem Tyrannen entdeckt, aus Nicarao und Pedrarias Dávila. Von den Historikern wird der Kazike Nicarao nämlich nicht als Verräter sondern als nachdenklicher Mann dargestellt, der den raffgierigen Konquistadoren die Frage stellte, was so wenige Männer mit soviel Gold anfangen wollten: "Sind dieser Papst in Rom und der König in Spanien vielleicht betrunken,

dass sie von mir, der ich sie nicht kenne, Gehorsam und Erfüllung ihrer Wünsche verlangen?“ Nicarao wurde später von den Spaniern enthauptet. Pedrarias Dávila war einer der grausamsten und neurotischsten Gouverneure, die Karl V. schickte. Er war schon über 80 Jahre alt, als er, von Panamá kommend, die Verwaltung von Nicaragua übernahm und all jene Unsitten einführte, die Nicaragua bis zum heutigen Tag prägen: Vermischung der kirchlichen mit der weltlichen Macht, dynastische Nachfolge, Ausschaltung jeder Opposition. Seinen Statthalter Francisco Hernández de Córdoba ließ er enthaupten, seinen Schwiegersohn Vasco Núñez de Balboa erdrosseln. Rebellische Indios wurden mit Hunden zu Tode gehetzt, politische Rivalen eingekerkert, gefoltert und exekutiert. Eine Serie von Dürren und Hungersnöten wird seinem Schreckensregime zugeschrieben. Und jedes Jahr ließ er zum Gedenken an den Tag, an dem er nach einem epileptischen Anfall fast lebendig begraben worden wäre, ein Requiem feiern.

Der Soziologe Oscar René Vargas hat den von den Dichtern entwickelten Topos aufgegriffen und daraus ein Psychogramm des nicaraguanischen Nationalcharakters entwickelt. Er spricht vom “Pedrarias-Syndrom” und leitet aus der politischen Geschichte der letzten 500 Jahre eine Serie von Eigenheiten der politischen Klasse des Landes ab. Wie schon Pedrarias Dávila neigten die Machthaber dazu, ihre Angehörigen in einflussreiche Posten zu setzen, die Familie an der Macht zu halten und den Staat als Selbstbedienungsladen zu betrachten. Als Beispiele dienen dem Autor die Diktatoren des 19. Jahrhunderts genauso wie die Somozas, die Gebrüder Daniel und Humberto Ortega, die Regierung Violeta Chamorro und, zuletzt, die besonders raffgierige Sippschaft des Arnaldo Alemán. Auch der Einfluss der Kirche auf die weltliche Macht ist ungebrochen und wird von den Herrschenden ge- und missbraucht.

Religiöser Aberglaube und Bigotterie, die vor allem auf dem Land noch wuchern, werden zynisch für politische Ziele benutzt. Die *Contras* trugen gerne Rosenkränze und erzählten den Bauern, bei den Impfkampagnen bekämen die Kinder von kubanischen Ärzten den Kommunismus eingepflanzt und überhaupt wollten die Sandinisten die Heilige Jungfrau abschaffen. Wer erinnert sich nicht an die Jungfrau von Cuapa, die Madonnenstatue in dem Dorf in Boaco, wo in den ersten Monaten der Revolution ein angebliches Wunder beobachtet wurde? Die hölzerne Madonna weinte. Für Erzbischof Obando y Bravo und seine Kohorten reaktionärer Priester war klar: Sie weinte über die ach so unchristliche Revolution. Dass das unerklärliche Phänomen später als angewandte Physik für Anfänger enthüllt wurde – der

Priester verwahrte die Statue nachts in der Tiefkühltruhe – tat der politischen Wirkung der Marienerscheinung keinen Abbruch. Noch heute wird die “Virgen de Cuapa” als wundertätige Madonna verehrt. Dem Marienkult, der in tagelangen Feiern um Mariä Empfängnis im Dezember – “La Purísima Concepción de María” – seinen Höhepunkt findet, mussten schließlich auch die Sandinisten ihren Tribut zollen. Auch vor dem Regierungsgebäude wurde ein Altar errichtet, wo das Volk Obst, Spielzeug und Süßigkeiten abholen konnte. Es sollte ihnen wenig helfen. Die Rolle von Kardinal Obando und der gesamten konservativen Kirchenführung bei der Abwahl der Sandinisten ist nicht zu unterschätzen.

Bei den Nachbarn gelten die *Nicas* weniger als fromm, sondern als streitlustig, gewaltbereit und trunksüchtig. Etwas verklärt pflegen sie selber den Nimbus der betrunkenen Dichter. Vom großen Rubén Darío, der für seine Alkoholexzesse ebenso bekannt war wie für seine vollendete, etwas manierierte Sprache, bis zum genialen Carlos Martínez Rivas, der die letzten Jahre seines Lebens sein Haus in Managua nicht mehr verließ, um sich still zu Tode zu saufen, mangelt es der nicaraguanischen Kulturgeschichte nicht an schillernden Gestalten. Ernesto Cardenal bemühte sich als Kulturminister, durch die Gründung von Dichterwerkstätten bei Armee und Polizei auch die naturgemäß eher grimmigen Uniformierten zu eigenem poetischen Schaffen anzuregen. Das Vorhaben war zum Scheitern verurteilt, weil kriegsbedingt nicht nur das Kulturministerium aufgelöst wurde, sondern auch die Soldaten wenig Muße für lyrische Gehversuche hatten.

Die Nicaraguaner sind im Grunde ein Bauernvolk geblieben und sehen sich selber noch so, auch wenn der Terminus *Pinoleros* als Synonym für einen Angehörigen des Nationalvolkes etwas aus der Mode gekommen ist. *Pinoleros* sind Personen, die “Pinol” trinken, jenes Gemisch aus geriebenem Mais und gemahlenem Kakao plus Zuckerwasser, das sich vor allem auf dem Land großer Beliebtheit erfreut. Nicht minder beliebt sind Bier und Rum oder der billige Zuckerrohrschnaps, der als “Ron Plata” verkauft wird. Der typische *Nica* weiß noch immer mit dem freien Sonntag nichts anzufangen, deswegen nutzen viele den Tag, um den Rausch auszuschlafen, den sie sich am Samstag angetrunken haben. Manchmal fährt die Familie auch an den Strand. Allerdings bedeutet in Nicaragua “an den Strand fahren” nicht, dass man im Ozean schwimmt, sondern, dass man sich in der Badehose volllaufen lässt. Den Frauen ist es überlassen, Essen und alkoholfreie Getränke für die Kinder in der Kühlbox zu verstauen. Nicht selten wagt sich dann so mancher doch ins Wasser und merkt in seinem Rausch zu spät, dass er gar

nicht schwimmen kann. In der Karwoche, wenn halb Managua vor der drückenden Hitze in der Stadt an die Pazifik-Bäder flieht, kamen selbst in den härtesten Kriegsjahren mehr Menschen durch Badeunfälle zu Tode als durch feindliches Feuer an der Front.

Von der ursprünglichen bäuerlichen Kultur ist wenig übrig geblieben. Mehr als zwanzig Jahre Besetzung durch die Truppen der USA haben das Land nachhaltig verändert. Doch die *Nicas* haben es verstanden, diese Vergewaltigung ihrer Kultur so zu verarbeiten, dass sie das Fremde als ihr Eigenes betrachten. Keinem Nicaraguaner würde es einfallen, das Baseball-Spiel als einen vom Imperialismus eingeschleppten Sport zu betrachten. Baseball ist so nicaraguanisch wie der "Pinol". Das mussten auch die Sandinisten einsehen, die in den ersten Jahren ihrer Herrschaft versuchten, andere Sportarten zu Lasten des eigenartigen Ballspiels zu fördern. Als Vizepräsident Sergio Ramírez im Mai 1985 eine Pressekonferenz einberief, um die Position der Regierung zur Verhängung des Wirtschaftsembargos durch die USA bekannt zu geben, mussten TV und die internationale Presse stundenlang warten. Denn das Entscheidungsspiel der nationalen Baseball-Liga hatte sich über eine ungewöhnlich große Anzahl von *innings* hingezogen und man wagte es nicht, auf Sendung zu gehen, wenn die sportbegeisterten *Nicas* alle an den Radiogeräten hingen, um das Match zu verfolgen. Auch aus dem Hinterzimmer, wo die Regierungsmitglieder saßen, war im Übrigen der Sportkommentar aus dem Radio zu vernehmen.

Die Frauen können dem Baseball wenig abgewinnen. Zwar wird auch die weibliche Variante des Baseball, nämlich Softball, betrieben, doch fristet diese Sportart ein Schattendasein. Die *Nicas*, die Frauen nämlich, sind aber in einer anderen Disziplin Meisterinnen, zumindest wenn es nach der eigenen Einschätzung und wissenschaftlichen Befragungen geht: Sie haben häufiger Sex als ihre zentralamerikanischen Nachbarinnen und haben – angeblich – auch Spaß dabei. Das ist keine Selbstverständlichkeit und betrifft wohl eher die urbanen Schichten. Von den *campesinas* ist nämlich aus Untersuchungen das Gegenteil bekannt. 1993 jedenfalls enthüllte eine Umfrage, dass die nicaraguanischen Frauen früher und häufiger Sex hätten als ihre Geschlechtsgenossinnen in den Nachbarländern. Viele Mädchen hätten mit zwölf ihre ersten sexuellen Erfahrungen und mit vierzehn die erste Schwangerschaft. Die Durchschnittsfrau hat dreimal die Woche Geschlechtsverkehr, der Durchschnittsmann hingegen nur 2,4-mal. Diese offensichtliche Diskrepanz wird von den Demoskopern nicht interpretiert. Statt die Symptome einer gestohlenen Kindheit zu analysieren oder die furchterregend große Häufig-

keit von sexuellem Missbrauch in der Familie zu thematisieren, freuten sich die meisten in der Umfrage angesprochenen Frauen, dass sie den Kolleginnen in Costa Rica und Honduras zumindest im Bett überlegen seien.

Die Wahrheit dürfte sein, dass man seit der Sandinistischen Revolution über diese Dinge offener redet. Denn dass Männer fremdgehen, ist seit jeher sozial akzeptiert. Die Psychologin Auxiliadora Marengo schätzt, dass heute zumindest jede dritte Frau gelegentlich ein fremdes Bett aufsucht, während 99% der Ehemänner eine Freundin haben. Letzteres ist so selbstverständlich, dass man darüber kein Wort verliert, aber nicht mehr so selbstverständlich, dass sich alle Frauen damit abfinden. Viele ziehen es heute vor, sich mit ihren Kindern allein durchzuschlagen.

Was sagt die Frau dem Liebhaber nach dem ersten Mal?

Die *Nica*: War das alles?

Die *Tica*: Jetzt aber raus. Mein Mann kann jeden Moment kommen.

Die *Guanaca*: Das macht 50 Dollar.

Die *Catracha*: Jetzt wird geheiratet.

Die *Chapina*: Was wirst du jetzt von mir denken?

3. Honduras: intellektuelle Wüste

Anlässlich einer Buchmesse in Tegucigalpa Anfang der neunziger Jahre stellte eine Lokalzeitung lapidar fest, im ganzen Land, das damals etwa fünf Millionen Einwohner zählte, gebe es um die 450 aktive Leser. Gemeint waren jene, die aus Freude am Lesen Bücher kauften, nicht weil es der Beruf mit sich bringt, wie etwa bei Lehrern oder Wissenschaftlern. Dementsprechend gewagt war und ist es noch, den Beruf des Buchhändlers zu ergreifen. In ganz Tegucigalpa gab es zwei Buchhandlungen, die diesen Namen verdienten. Und deren Kunden waren den Verkäuferinnen wohl sämtlich namentlich bekannt. In diese Kategorie passt ein persönliches Erlebnis am Grenzübergang zu Nicaragua im Jahre 1980. Ein Grenzsoldat wollte dort ein unbeschriebenes Schulheft konfiszieren, weil es das Logo der nicaraguanschen Alphabetisierungskampagne trug. Schon die primitivste Bildung galt ihm als subversiv. Soviel zum intellektuellen Leben in Honduras.

Das Land galt lange Zeit als der Archetypus der Bananenrepublik: unterentwickelt, regiert von korrupten Diktatoren und den Interessen der US-amerikanischen Bananenkonzerne. Die Bananenindustrie war bis in die sechziger Jahre der größte und einzige große Arbeitgeber. Bananen waren das einzige bedeutende Exportprodukt. Eine kleine Gruppe von Großgrundbesitzern stand anderthalb Millionen mestizischen und analphabetischen *campesinos*

gegenüber, die nichts besaßen und kein Interesse an der Politik zeigten. “Politik wurde mit dem Maschinengewehr betrieben, dem Spielzeug einer Armee von 5.000 Soldaten, die nach dem Zweiten Weltkrieg Panzer und Flugzeuge gekauft hatte.” So beschrieb Edwin Lienwen 1965 in seinem Buch *Generales contra Presidentes en América Latina* die Zustände im zentralamerikanischen Land. Der geringe Fortschritt wurde von außen hereingebracht und diente allein den Interessen der Exporteure. Honduras war das einzige Land, das über eine Eisenbahn verfügte, dessen Hauptstadt jedoch nicht an die Bahnlinie angeschlossen war. Denn Tegucigalpa liegt weit abseits der Bananenplantagen. Und die Linie der Tela Railroad Company hatte keinen anderen Zweck, als die Plantagen mit dem Exporthafen Puerto Cortés zu verbinden. Der patriotische Dichter Froylán Turcios (1872-1943) schrieb sich seine Entrüstung 1932 in einem Sonett von der Seele:

[...]

Sólo me enciendo en cólera que espanta
Cuando intenta humillarte, Patria mía,

Del extranjero la maldita planta.

Mein Zorn entzündet sich
wenn dich erniedrigen will, Vaterland
mein,
von der Fremde aus die verdammte
Pflanze.

Kein Wunder also, wenn auch die vom Schicksal kaum mehr begünstigten Nachbarn mit Verachtung auf die Honduraner herabblickten. In das Bild des prostituierten Landes passt auch die Geschichte der honduranischen Streitkräfte. Sie wurden erst im März 1954 als professionelle Armee gegründet. Zwei Monate später unterzeichnete Honduras das erste Militärabkommen mit den USA. Die Waffenhilfe blieb aber im Vergleich zu Guatemala und Nicaragua lange Zeit gering. Erst als die honduranische Armee gegen die Sandinisten im benachbarten Nicaragua hochgerüstet wurde, stieg sie sprunghaft an. Honduras verwandelte sich in den Flugzeugträger Zentralamerikas.

Im Krieg mit El Salvador 1969, der als Fußballkrieg in die Geschichtsbücher Eingang fand, hat sich die honduranische Armee nicht mit Ruhm bekleckert. Der Vormarsch der salvadorianischen Truppen auf Tegucigalpa, so erzählte man später, soll allein dadurch gestoppt worden sein, dass den feindlichen Panzern der Sprit ausging. In Wahrheit dürften die Salvadorianer, die eine Art Blitzkrieg nach dem israelischem Vorbild aus dem Sechstagekrieg planten, die Widerstandskraft der honduranischen Armee doch unterschätzt haben. Auch mehr als 30 Jahre später ist der Konflikt nicht ganz vergessen. Das belegt ein Witz, der nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 in El Salvador erzählt wurde.

George W. Bush ruft den salvadorianischen Präsidenten Francisco Flores an und teilt ihm mit, die CIA habe in San Salvador ein logistisches Zentrum der Al Qaida von Osama bin Laden entdeckt: "Leider müssen wir deine Hauptstadt bombardieren." Dann setzt er nach: "Übrigens, wie heißt sie doch gleich, deine Hauptstadt?" Darauf Präsident Flores: "Tegucigalpa".

Wenn die Versöhnung auch noch ausgeblieben ist, die Zusammenarbeit der Armeen funktionierte gut, als es galt, die salvadorianische Aufstandsbewegung zurückzuschlagen: auf dem Rücken der Zivilbevölkerung. Die Flüchtlinge, die 1980 von der salvadorianischen Armee verfolgt wurden und sich über den Grenzfluss Río Sumpul auf die andere Seite retten wollten, wurden drüben vom Feuer der honduranischen Armee empfangen. Im Laufe der Jahre wurde unter dem Druck und der Koordination von US-Militärberatern der Austausch von geheimdienstlichen Erkenntnissen verbessert. Die Zusammenarbeit von Polizei, Grenztruppen, Geheimdiensten und Armee in Honduras, El Salvador und Guatemala dürfte auch die Basis für den grenzüberschreitenden Schmuggel von Waffen und gestohlenen Autos in den neunziger Jahren gelegt haben.

Bis in die achtziger Jahre war Honduras das am meisten zurückgebliebene und ärmste Land in Zentralamerika und auf dem ganzen Subkontinent. Seine Einwohner gelten als träge und denkfaul. Wenn man einen Mann mit dem Rücken an die Wand gelehnt und einem Fuß angewinkelt gegen die Wand gestützt sieht, kann man sicher sein, es handelt sich um einen Honduraner. So das Stereotyp, das im Lande selbst gepflegt wird. Die Honduraner waren nicht einmal imstande, eine eigene Oligarchie hervorzubringen. Land und Kapital werden von arabischen und jüdischen Einwanderern kontrolliert. Die honduranischen Diktatoren waren weniger grausam als die in den Nachbarstaaten. Erst als unter dem Druck der USA die formale Demokratie einkehrte, wurde die Repression wirklich brutal.

Auch die Guerilla wurde von Außenstehenden eher belächelt als ernst genommen. Die 1983 in den Wäldern von Olancho aufgebaute Partisanen-truppe des PRTC unter dem US-amerikanischen Jesuiten Guadalupe Carney und dem honduranischen Revolutionär José María Reyes Mata wurde von der Armee entdeckt und aufgerieben, bevor sie eine erste Aktion durchführen konnte. Die *Cinchoneros* und die Gruppe "Lorenzo Zelaya" hatten nie eine echte Basis. Sie wurden vom salvadorianischen FMLN ins Leben gerufen und betrieben konspirative Häuser in Tegucigalpa und San Pedro Sula. Ihre Stadtguerillaaktionen in den achtziger Jahren blieben ohne Mobilisierungseffekt.

4. El Salvador: Fußballer und Huren

El pulgarcito de América, der Däumling Amerikas, wie das Land so verniedlichend von der chilenischen Literaturnobelpreisträgerin Gabriela Mistral genannt wird, hat wenig Niedliches an sich. Ein Land von der Größe Hessens oder Niederösterreichs, mit doppelt so vielen Einwohnern wie das fünfmal größere Honduras, hat den sozialen Konflikt gleichsam in die Wiege gelegt bekommen. Wenn man dazu bedenkt, dass das fruchtbare Land von einer Handvoll oligarchischer Familien kontrolliert wurde, wundert man sich nicht, dass die Geschichte von El Salvador eine blutige ist. Die berühmten 14 Familien, denen das Land gehörte, waren in Wirklichkeit etwa 30 Sippen von Großgrundbesitzern, die mit dem Export von Kaffee, Zuckerrohr und Baumwolle ihre Vermögen erwirtschafteten.

“El Salvador – gente de valor”, heißt ein beliebtes Sprichwort. Die Salvadorianer gelten auch im Ausland als tüchtige, arbeitsame Menschen. In einem so winzigen Land kann nicht überleben, wer nicht von früh bis spät schuftet – oder andere für sich schuften lässt. Die Salvadorianer sind imstande, auch aus der kärglichsten Parzelle Nahrung für die Familie herauszuholen. In Nicaragua waren sie als Erntearbeiter geschätzt. Das Leben für das Überleben hat ihnen aber kaum Zeit gelassen, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen.

Niemand hat die Stereotypen der salvadorianischen Gesellschaft unbarmherziger aufs Korn genommen als Horacio Castellanos Moya, der in seinem Buch *El asco*, Thomas Bernhard *en San Salvador* einen imaginären Exil-Salvadorianer, der auf Familienbesuch nach San Salvador gekommen ist, in einem endlosen Monolog seinen zutiefst empfundenen Ekel über alles, was er vorfindet, aussprechen lässt:

alle gehen wie Militärs, sie schneiden sich die Haare wie Militärs, denken wie Militärs, entsetzlich, Moya, alle wären gern Militärs, sie wären gern Militärs, weil sie dann ungestraft töten könnten, alle tragen die Mordlust im Blick, sie demonstrieren sie mit ihrem Schritt, in der Art zu reden, sie wären gern Militärs um töten zu können, das heißt Salvadorianer sein, Moya, Militär sein wollen (Übers. d. Autors).

Der Umgang mit Waffen, im Falle der *campesinos* nur eine Machete, die aber nicht minder tödlich sein kann, ist in der salvadorianischen Kultur tief verwurzelt. Und die Militärdiktatur etablierte sich als die natürliche Herrschaftsform. Paramilitärische Verbände sorgten in den Dörfern für Ruhe. Die Zollpolizei gehörte zu den brutalsten und gefürchtetsten Sicherheitskräften, die weit über ihren eigentlichen Wirkungsbereich hinaus – die Bekämpfung

des Schmuggelwesens an den Grenzen – politische Gegner des Regimes verfolgte. Aber auch gemeine Banditen machen schnell von der Waffe Gebrauch. Es ist nicht ratsam, bei einem bewaffneten Überfall Widerstand zu leisten.

El Salvador hat immer Bevölkerung exportiert. Kein Wunder, dass heute die Geldsendungen der Auswanderer die Einnahmen aus den traditionellen Exporten weit übertreffen. Los Angeles ist die zweitgrößte salvadorianische Stadt geworden. Aber über ganz Lateinamerika, ja selbst bis Australien und Neuseeland ist die Diaspora verstreut. Meistens müssen sie ganz unten beginnen, ein neues Leben aufzubauen: in den Hafenbordellen, den billigen Kneipen, auf den Märkten und Baustellen. Deswegen hängt ihnen wohl auch der Ruf der Huren und Halsabschneider an. “Was wäre, wenn man über El Salvador ein Dach spannen würde?” So ein Witz, der in den Nachbarländern erzählt wird: “Man bekäme das größte Puff der Welt.”

“Wenn du einen *Guanaco* siehst, halt deine Brieftasche fest”, sagt man in Guatemala. Brieftaschen sind keine echte Herausforderung. Im Jahr 2001 verschwand auf dem Weg vom Flughafen in die Hauptstadt eine komplette Schenkung von Musikinstrumenten, die Japan dem salvadorianischen Symphonieorchester gestiftet hatte.

In einem *Liebeslied*, das Roque Dalton seinen Landsleuten widmet, ist alles an Stereotypen und Vorurteilen, an wahren und übertriebenen Klischees enthalten, was über die Salvadorianer zu sagen ist:

Sie, die den Panamakanal erweiterten
(und dabei in die unterste Lohngruppe eingeteilt wurden),
die die Pazifikflotte reparierten
in den Basen von Kalifornien,
sie, die verfaulten in den Gefängnissen von Guatemala,
Mexiko, Honduras, Nicaragua,
als Diebe, als Schmuggler, als Betrüger,
als Hungerleider,
die immer für alles Verdächtigen
(“erlaube ich mir, den wegen verdächtigen Herumlungerns
– besondere Kennzeichen: Salvadorianer –
Verhafteten zu überstellen”)
Die in den Bars und Bordellen arbeiteten,
in allen Häfen und Hauptstädten der Region
(“Die blaue Grotte”, “Das Unterhöschen”, “Happyland”),
die Maissäer tief in den Dschungeln des Auslands,
die Könige in den Spalten für Mord und Totschlag,
die, von denen nie einer wusste, woher sie sind,
die besten Handwerker der Welt,
die beim Grenzübertritt von Kugeln durchsiebt wurden,

die am Sumpffieber starben
oder am Biss des Skorpions oder der Gelbbart-Viper
in der Hölle der Bananenpflanzungen,
die besoffen weinten, wenn man die Nationalhymne spielt,
unter dem Zyklon am Pazifik oder dem Schnee im Norden,
die Abstauber, die Bettler, die Kiffer,
die Guanacos, die verdammten Hurensöhne,
die's gerade noch schafften, wieder heimzukommen,
die ein bisschen mehr Glück hatten,
die nie Papiere haben,
die Allesmacher, die Allesverkäufer, die Allesfresser,
die als erste das Messer ziehen,
die Allertraurigsten der Welt,
meine Landsleute,
meine Brüder.

Natürlich: der Fußball. Die Salvadorianer halten sich für die begnadetsten Fußballer zumindest Zentralamerikas. Eine Überzeugung, die sie mit den Honduranern verbindet. Nicht zuletzt deswegen konnten im Sommer 1969 die gegenseitigen Schmähungen bei den Ausscheidungsspielen für die WM 1970 so eskalieren, dass der Krieg, der wegen der Landkonflikte in Honduras lange schon in der Luft gelegen war, endlich ausbrach. In den Fußballstadien werden die Emotionen ausgelebt. Das erlebte auch der US-amerikanische Reiseschriftsteller Paul Theroux, der sich vom Besuch einer Fußballpartie in San Salvador die Entblößung der Volksseele versprach. Er sollte nicht enttäuscht werden. Die Stimmung war aufgeheizt, aber keineswegs kriegerisch. Wie er erstaunt anmerkte, vergnügten sich jugendliche Zuschauer mit dem puerilen Spaß, Kondome zu Luftballons aufzublasen und über die Zuschauerränge zu treiben.

El Salvador hat zwar wahrscheinlich die höchste Dichte an Universitäten in ganz Amerika, doch um die höhere Bildung ist es traurig bestellt. Nach der Besetzung der Nationaluniversität durch die Armee im Jahre 1980 – die staatliche Uni galt als Hochburg der Subversion, wo unter dem Schutz der universitären Autonomie Guerilleros bewaffnet und uniformiert auftreten konnten – wurde eine Unzahl von Privatuniversitäten gegründet. Deren Betreiber wollten Geld verdienen und Politik tunlichst fern halten. Auch nach dem Friedensschluss werden dort vor allem jene Studiengänge und -abschlüsse angeboten, die die Privatwirtschaft nachfragt. Horacio Castellanos Moya findet dieses Überangebot von Betriebswirtschaft zum Kotzen:

Niemanden interessiert die Literatur oder die Geschichte oder irgendwas, das mit dem Denken oder humanistischen Werten zu tun hat, deswegen gibt es auch kein Geschichtsstudium, an keiner Universität kann man Geschichte studieren, weil die Geschichte niemanden interessiert.

El Salvador gehört außerdem zu den wenigen Staaten der Erde, die kein Nationalmuseum haben. Die eigene Geschichte ist immer ignoriert oder manipuliert worden. Auch über die Gegenwart war in El Salvador aus den eigenen Medien wenig zu erfahren. Man leistete sich eine Presse, die wenig mehr war als redaktionelles Umfeld für die Sozialkolumnen: die Hochzeitsanzeigen und Cocktailfotos der besseren Gesellschaft. So heißt es auch bei Castellanos Moya:

Es reicht, die Morgenzeitungen durchzublättern, um zu verstehen, in welchem Land wir uns befinden, um die intellektuelle und spirituelle Armut derjenigen, die diese Zeitungen machen, und derjenigen, die sie kaufen, zu verstehen, um zu verstehen, dass diese Zeitungen nicht gemacht werden, damit man sie liest, sondern damit man sie durchblättert, weil in diesem Land niemand am Lesen interessiert ist und weil es in den Zeitungen niemanden gibt, der imstande wäre, Artikel zu schreiben, die man lesen kann, in Wahrheit handelt es sich nicht um Zeitungen im eigentlichen Sinn, niemand mit einem Minimum an Bildung würde diese Kataloge von Sonderangeboten, diese Anzeigenbeilagen Zeitungen nennen [...].

5. Guatemala: das Land ohne Lächeln

Von den anderen zentralamerikanischen Nationen unterscheidet sich Guatemala durch seine reiche Kultur und den hohen Anteil der indigenen Bevölkerung. Die weißen und mestizischen Guatemalteken versuchen sich vor allem gegenüber den indianischen Landsleuten abzugrenzen. So hört man denn auch mehr Witze über die dummen Indios als solche über die Brudervölker, von denen vor allem die Honduraner und Nicaraguaner als besonders ungeschliffen und zurückgeblieben betrachtet werden. In den Städten leben die *ladinos* in der beständigen Furcht, dass eines Tages "die Indios von den Bergen herunterkommen" und sich für 500 Jahre Unterdrückung rächen. Entsprechend wenig Entrüstung rührte sich, als unter den Diktatoren Romeo Lucas García, Efraín Ríos Montt und Oscar Humberto Mejía Víctores ganze Dörfer im indianischen Hochland von der Armee ausgelöscht wurden. Und die Friedensnobelpreisträgerin Rigoberta Menchú gilt bei den Weißen als Nestbeschmutzerin. Zahllose rassistische Indiewitze wurden als Rigoberta-Witze neu aufgewärmt. Im Stile der Ostfriesenwitze versucht man damit die angebliche Blödsinnigkeit der Mayas bloßzustellen. Die Pointen müssen, damit sie besondere Heiterkeit erzeugen, mit indianischem Akzent vorgetragen werden.

Schon die Chronisten der Eroberung und frühen Kolonialzeit beschrieben die Mayas als verschlossene Menschen. Außerdem galten sie als bequem

und faul, weil sie ihre Arbeitskraft nicht in den Dienst der neuen Herren stellen wollten. Sie wurden entweder zur Zwangsarbeit auf den Feldern der Landherren verpflichtet oder mussten dem König Tribut leisten: in Form von Mais, Kakao und Chilepfeffer oder Webereien und geflochtenen Matten. Diese Leistungen wurden mit Peitsche und Beugehaft eingetrieben, wie Severo Martínez Peláez schreibt. Für die *ladinos*, also die Weißen und Mestizen, hat der Indio die Funktion des Dienenden, dessen Aufgabe in der sozialen Hierarchie eindeutig definiert ist. Der Chronist Antonio Fuentes y Guzmán betrachtet ihn in seiner *Recordación Florida* als selbstverständliches Zubehör des Landes. Für Martínez Peláez ist die vermeintliche Faulheit, wie er in *La Patria del Criollo* ausführt, eine Form des Widerstandes gegen Ausbeutung und Unterdrückung. Trotzdem heißt es heute noch von den Guatemalteken, “les gusta la papa pelada”. Wörtlich: “Sie haben die Kartoffel gern geschält”, also: Sie wollen das Endergebnis möglichst ohne Arbeit erreichen.

Die Mayas und deren Gedankenwelt sind in Wahrheit Rätsel für die ladinische Bevölkerung. Ihre Verslossenheit hat ihnen die Bewahrung ihrer kulturellen Identität erlaubt. Die *ladinos* ihrerseits kämpfen mit einem großen Identitätsproblem. Der Schriftsteller Luis Cardoza y Aragón, der zur demokratischen Revolution 1944 aus dem Exil zurückkehrte und zehn Jahre später, nach dem Putsch gegen Jacobo Arbenz neuerlich fliehen musste, sieht die Einsamkeit als besonders hervorstechendes Wesensmerkmal seiner Landsleute.

Wir besaufen uns, um mehr allein zu sein. Wir besaufen uns in Gesellschaft, um die Einsamkeit zu verstärken. Es gibt kein Gespräch, nur Monologe. In den Gesprächen gibt es in Wahrheit keinen Dialog, denn jeder ist von seinen eigenen Sorgen besessen.

So heißt es in seinem 1955 in Mexiko erschienenen Buch *Guatemala: las líneas de su mano*, Alkohol spiele beim Verdrängen eine zentrale Rolle:

Der Guatemalteke zieht es vor, seine Identität nicht im Gespräch auf die Probe zu stellen. Er pflegt sich in einem Strom von Alkohol im Stillen zu versenken.

Das Besäufnis hat nichts Soziales. Wir teilen das Lied nicht in einem Chor. Die Gewalt, die aus der Verbitterung wächst, hat wohl damit zu tun, dass jemand, der immer Fußtritte empfangen hat, glaubt, auch selbst welche austeilten zu müssen [...].

Gewalt erscheint der guatemalteken Bevölkerung als legitimes und manchmal vielleicht einziges Mittel der Konfliktlösung. In Dörfern, wo das Versagen der staatlichen Ordnungsmacht besonders sichtbar ist, wird mit

großer Selbstverständlichkeit Lynchjustiz geübt. Guatemala ist außerdem das einzige Land der Region, wo die Todesstrafe nicht nur mehrheitlich akzeptiert, sondern auch praktiziert wird. Das Bewusstsein, dass mit friedlichen Mitteln nichts verändert werden kann, durchzieht die Geschichte des Landes und der durch und durch militarisierten Gesellschaft. Das militaristische Denken sei in den Köpfen verankert, meint Bischof Mario Ríos Montt, der Bruder des Generals und Diktators Efraín Ríos Montt. Er muss es wissen. Und jeder unbefangene Beobachter staunt über den Stehschritt, den Schülerinnen und Schüler für die Parade am Unabhängigkeitstag zu martialischer Marschmusik drillen müssen. Der Poet und Revolutionär Otto René Castillo (1936-1967) klagt in seinem Gedicht *Estado de sitio para mí*:

[...]	
La cantidad de llanto,	Wieviel Klagen,
muerte y odio,	Tod und Hass
que cuesta el "orden"	kostet die "Ordnung"
de los coroneles.	der Obristen.
Si al menos se olvidaran	O würden sie doch vergessen,
de que la patria	dass das Vaterland
no es un cuartel.	keine Kaserne ist.
[...]	

(Übers. d. Autors).

Selbst in den Nachbarländern, wo zivilgesellschaftliche Traditionen auch spärlich sind, gelten die guatemalteken Militärs als besonders brutal. Das illustriert auch ein makabrer Witz aus Belize, der ehemaligen britischen Kolonie, auf die Guatemala noch immer Ansprüche erhebt.

Der Premierminister von Belize hat eine gute und eine schlechte Nachricht für seine Landsleute. Die gute: "Guatemala schickt 10.000 Eier". Die schlechte Nachricht: "Die hängen zwischen den Beinen von 5.000 *Kaibiles*".

Kaibiles sind die Elitetruppen, deren Soldaten regelrecht zu blutrünstigen Bestien ausgebildet werden. Noch um 1980 wurden im guatemalteken Generalstab Invasionspläne gewälzt.

Die gesunde Selbstironie, die im Nationalcharakter der Nicaraguaner und selbst der Salvadorianer beobachtet werden kann, ist den Guatemalteken fremd. Auch nach anderthalb Jahrzehnten ziviler Regierungen ist die Beklemmung, die wie ein dunkler Schatten über dem Land liegt, nicht von der Gesellschaft gewichen. Was Otto René Castillo vor bald vierzig Jahren im Gedicht *En verdad, no conozco tu risa* geschrieben hat, ist heute noch gültig:

[...]
 Y, además,
 es muy horrendo
 tener una patria
 que no sabe reír,
 porque le teme
 al golpe oscuro
 de la sombra maldita.
 [...]

Und außerdem
 ist es ganz schrecklich,
 ein Heimatland zu haben,
 das nicht lachen kann.
 Denn es fürchtet
 den dunklen Schlag
 des verfluchten Schattens.

(Übers. d. Autors).

Literaturverzeichnis

- Cardoza y Aragón, Luis (1955): *Guatemala: las líneas de su mano*. México, D.F.
- Castellanos Moya, Horacio (1996): *El asco, San Salvador*. San Salvador.
- Castillo, Otto René (1982): *Informe de una injusticia. Antología poética*. San José, Costa Rica.
- CEDOH (Centro de Documentación de Honduras) (1985): *Honduras: Historias no contadas*. Tegucigalpa.
- Dalton, Roque (1974): *Las historias prohibidas del pulgarcito*. México, D.F.
- (1989): *El Salvador (monografía)*. San Salvador.
- Heckhorn, Manfred (1983): *Die Enkel des Jaguars*. Berlin.
- Leonhard, Ralf (1994): "Früher war alles besser". In: *die tageszeitung* (16.04.1994). Berlin.
- (1995): "Nicaragua: Sandinistische Selbstzerfleischung". In: *Lateinamerika. Analysen und Berichte* 19. Bad Honnef.
- Lienwen, Edwin (1965): *Generales contra Presidentes en América Latina*. Buenos Aires.
- Maislinger, Andreas (Hrsg.) (1986): *Costa Rica, Studien zur politischen Wirklichkeit*. Innsbruck.
- Martínez Peláez, Severo (1972): *La Patria del Criollo*. San José, Costa Rica.
- Niess, Frank (1987): *Das Erbe der Conquista*. Köln.
- Rowles, James (1980): *El conflicto Honduras-El Salvador (1969)*. San José, Costa Rica.
- Selser, Gregorio (1983): *Honduras, República alquilada*. México, D.F.
- Salomón, Leticia (1992): *Política y Militares en Honduras*. Tegucigalpa.
- Vargas, Oscar-René (2000): *El Síndrome de Pedrarias*. Managua.